

Sei a Mensch.

Israel nach dem 7. Oktober



HALINA HILDEBRAND | FOTOGRAFIE

Schlachtfeld der Borniertheit

von Ulrich Schmid
ehemaliger Korrespondent NZZ

Hoffen war möglich, damals. An einer gemischt jüdisch-arabischen Schule in Jerusalem verkündet im Juli 2017 ein jüdischer Romeo einer berückend schönen arabischen Julia in Shakespearischer Prägung seine Liebe, in gutem, fließendem Englisch. Gebannt Klasse schaut die Klasse zu. Romeo wirbt und schwitzt, draußen flimmert die Luft über der Autobahn. Ich muss schlucken. Was mich rührt, ist nicht Romeos Schwur, sondern Julias Blick. Ruhig, selbstbewusst, insistent. So viel Hoffnung.



Dies sind Wochen des Grauens. Was antworte ich als Freund Israels, als Freund der Juden einem Menschen, der entsetzt ist über die hohe Zahl getöteter Zivilisten in Gaza? Ich bin so entsetzt wie er. Ich habe jüdische und arabische Freunde in Israel. Ich habe arabische Freunde in Gaza. Ihre Klagen sind dieselben, ihr Schmerz ist derselbe. Ich sehe die Bilder aus Gaza, und ich mag die Schwüre der israelischen Armee nicht mehr hören, sie tue alles, um die Zivilisten zu schonen. Und wenn ich die rechten Scharfmacher im Kabinett Netanyahus höre, die glauben, das Pogrom vom 7. Oktober gebe ihnen das Recht, alles niederzuwalzen, was sich einer jüdischen Zukunft im Heiligen Land in den Weg stellt, wird mir übel. Und dennoch akzeptiere ich keine Sekunde, dass in Europa heute fast nur noch Israel, das

geschändete Land, am Pranger steht. Natürlich darf man Israel kritisieren. Millionen Israeli, Juden und Nichtjuden in aller Welt tun es täglich und sind deswegen keine Antisemiten. Kritik ist ein Grundpfeiler des liberalen Rechtsstaats. Sie zersetzt nicht, sie ist eine Form des Beistandes, der Solidarität.

Aber Kritik muss allen und allem gelten. Wer systematisch ausblendet, wer immer nur vom Leid der einen, aber nie von dem der andern spricht und wer kein Wort über die Barbarei der Hamas verliert, der macht sich schuldig. Wer die neue, nicht mehr tilgbare Angst vieler Israeli vergisst, wer das Leid der Hinterbliebenen übergeht und wer sich nicht vor Augen hält, durch welchen Horror die Geiseln gehen müssen – der trägt bei zu dieser neuen, bösen, wuchernden Grundstimmung, in der Israel nur noch eine Randnotiz ist: verkommen, verloren, fast schon untergegangen. Und von da bis zum euphorischen antisemitischen Taumel, in dem Berliner Israelfeinde



Süßigkeiten an Passanten verteilen, um das Abschlachten unschuldiger Menschen zu feiern, ist es nicht mehr weit.

Es ist das Wegsehen, der Hochmut, es ist die verlogene Reduktion, die den Antisemitismus macht. Warum sind ausgerechnet denen, die sich unter Berufung auf die Menschenrechte über Israels Vorgehen in Gaza empören, die Despoten im arabischen Raum keine Silbe wert? Warum scheinen sie, gehüllt in Palästinensertücher, die gepeinigten Lesben, Schwulen und Queers im muslimischen Raum gar nicht erst wahrzuneh-



„Auf diesem Bett kann ich nur noch stehen.“
Yuri, Überlebender des Massaker vom 7. Oktober

Es ist das Wegsehen, der Hochmut, es ist die verlogene Reduktion, die den Antisemitismus macht.

men? Warum reden sie so selten vom faschistischen Islamismus Irans und nie, aber wirklich nie über die totale Absenz von Freiheit und Demokratie?

Etwas mehr Verstörtheit stünde den Feinden Israels gut an. Vielleicht schauen sie zu sehr auf die Hamas. Die Hamas ist weder erschrocken noch verstört über die Barbarei, die sie angerichtet hat. Sie ist erfreut, sie ist stolz, sie brüstet sich ihrer Mordtaten bis heute. Immer wieder haben die Chefs der Hamas angekündigt, man könne das, was am 7. Oktober geschehen ist, jederzeit wiederholen. Israel will dafür sorgen, dass es nicht dazu kommt, und dazu hat das Land jedes Recht der Welt. Eine Nieder-

lage dürfen sich die Juden nicht erlauben. Denn wer wollte nach dem herbstlichen Pogrom noch allen Ernstes behaupten, ein weiterer Holocaust wäre in einem solchen Fall ausgeschlossen?

Ich weiß nicht, was aus Romeo und Julia geworden ist. Omar Barghuti, Mitbegründer der Boykottbewegung BDS, spuckte fast aus vor Zorn und Verachtung, als ich ihm von der Liebeszene erzählte. Omar Barghuti ist ein Held der Feinde Israels, einer der „anpackt, wo andere nur reden“. Er ist gegen jede Form der Zusammenarbeit zwischen Arabern und Juden, er hasst die Koexistenz. Was er wohl weiß, aber nicht sagt: Rassismus blüht in der Ignoranz und verkümmert im Kontakt. Menschen, die sich kennengelernt haben, schlachten sich nicht ab. Die vielen Aktivistinnen, Künstler, Kulturschaffenden und Politiker, die das Leiden der Israeli komplett ausblenden, fördern diese Art der Ignoranz, und wenn sie es bestreiten.

Israel mag wanken in der Feindschaft, aber es fällt im Selbstzweifel. Mut und Zuversicht sind heute nötiger denn je. Geben wir, was wir geben können.

Sei a Mensch.

Meine Fotografien nach den traumatischen Ereignissen vom 7. Oktober in Israel zielen darauf ab, die tiefgreifenden Auswirkungen dieses Schicksalstages auf die israelische Gesellschaft festzuhalten. Ich möchte das Leid, die Herausforderungen und die kollektive Resilienz der israelischen Bevölkerung einfangen und damit aktiv gegen Antisemitismus vorgehen, um das Bewusstsein dafür zu schärfen, dass sowohl die palästinensische als auch die israelische Bevölkerung Opfer dieser katastrophalen Situation sind.

In unserer postmodernen Ära liegt die mediale Aufmerksamkeit meist auf den Opfern. Dabei tritt in den Hintergrund, dass nicht nur die Palästinenser, sondern auch die Israelis

gleichermaßen unter dieser tragischen Lage leiden. Meine Fotografien sind auch ein Beitrag zur Korrektur einer asymmetrischen medialen Berichterstattung.

Inmitten des Schmerzes sollen die Geschichten der Überlebenden, der Angehörigen der Geiseln und ihre Anstrengungen, die Hoffnung nicht zu verlieren, Raum für Teilnahme öffnen. Viele Israelis fühlen sich von der Welt verlassen. Meine Bilder sind ein Zeugnis der aktuellen Geschehnisse und eine Aufforderung zur Reflexion über die Zukunft und die gemeinsame Verantwortung für eine friedliche Koexistenz. Mitgefühl und Verständnis sind unverzichtbar für den Abbau von Feindseligkeiten.

Halina Hildebrand

HALINA HILDEBRAND FOTOGRAFIE

Geboren 1953 in Polen, aufgewachsen in München, dann als Halbwüchsige einige Jahre bei der älteren Schwester in New York lebend, kehrte Halina Hildebrand als Erwachsene nach Deutschland zurück und ließ sich in München und Taipeh zur Heilpraktikerin ausbilden. Viele Jahre praktizierte sie erfolgreich in München und später Berlin, bevor sie sich 2010 schließlich der Fotografie verschrieb.

Unter Anleitung von Peter Oehlmann, Robert Lyons, Mark Curran, Doug Dubois und Eva Leitolf u. a. fand sie ihren eigenen Weg zur Fotografin.



Ihr Spektrum reicht von Dokumentation über Reisefotografie, Porträt, Millieustudien, bis hin zu künstlerisch poetischen Arbeiten. Seither hat Halina Hildebrand an zahlreichen Einzel- und Gruppenausstellungen teilgenommen, unter anderem in Berlin, Jerusalem und Los Angeles.